Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 3

Artikel: Otto von Taube : zu seinem achtzigsten Geburtstag am 21. Juni
Autor: Rychner, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160943

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die er Wert legte. Einer von ihnen sollte auf seinem Grabstein stehen, wenn Epitaphien dem Scherz der Lebenden gehorchen dürften: «Er ging auf die Bibliothek.» Das wäre ein Bekenntnis zu einer Lebensform gewesen, die das Gegenteil der Aktualität bedeutet. Der geistige Bogen, der sich ihm von den Stunden der Forschung zu denen der Freundschaft, vom Erlebnis der Vergangenheit zu demjenigen der eigenen Zeit hinüberwölbte, dieser Bogen war selbst ein dichterisches Himmelszeichen des Jahrhunderts; es war ein Bogen, durch den die Landschaft, die darunter lag, ihre Einheit bekam. Denn zu dem täglichen Brot, um das die Menschheit bittet, und ohne das sie nicht leben kann, gehört auch das Brot des Geistes, das diejenigen verschenken, denen es gegeben ist. Verschwinden sie aus diesem Leben, so gehören sie zu den «Toten, von denen wir leben». Mit dieser Wendung hat Fritz Ernst von einem seiner Jugendfreunde Abschied genommen — zu Beginn des Bandes, der uns nun als Zeugnis seiner selbst an die Stelle einer nicht geschriebenen Autobiographie tritt: «Erinnerung und Dank.»

Werner Kaegi

OTTO VON TAUBE

ZU SEINEM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG AM 21. JUNI

VON MAX RYCHNER

Hoch in Jahren schon hat Otto v. Taube eine Rede über *Die Göttliche Komödie als dichterisches Kunstwerk* gehalten, die in die Weite drang und Hörer wie Leser bewegte. Darin wird eine lebenslange, ehrfürchtige Liebe zu Dante ihrer Einsichten in das Sprachkunstwerk gewiß, das mit keinem andern vergleichbar ist. Der Redner erinnert sich, daß er nicht erst in der Reife, sondern «als fünfundzwanzigjähriger junger Bursch», und nicht nur als das, sondern auch als Jünger Nietzsches sich Dante angeschlossen hatte, künstlerisch bezaubert von der Gewalt der Steigerung, zu der die hundert Gesänge geordnet sind. Spät erst haben außerhalb Italiens Dichter zu Dante gefunden: George und Borchardt sind bei uns Beispiele dafür, welche Spannkraft nötig ist, um diese Größe

auszuhalten, im angelsächsischen Kreis Ezra Pound und T. S. Eliot, die beiden Amerikaner, die sich zu Europäern gemacht und erklärt haben. Es sei hier ein Wort Otto v. Taubes hergesetzt, das die Grundhaltung Dantes kennzeichnet, das aber, was es an Einsicht faßt, nur aus gleichartiger eigener Haltung empfangen konnte: «Dantes Dichtung dient.»

Dienen, so scheint mir, gehört zu Taubes innersten Anliegen. Von den ihm zeitgenössischen Dichtern hat ihn keiner so angezogen wie Hugo v. Hofmannsthal, und bei ihm konnte er als Schlußzeile eines Gedichtes das Wort finden: «Nur daß er dienen durfte freute ihn.» Das mußte ihm aus der Seele gesprochen sein, in der Jugend schon, und nun im Alter wiederum, wo er auf steigenden Stufen zu einer höher gestimmten Auffassung des Dienens gelangt ist. Als Knabe hat er in seiner estländischen Heimat als Balte noch das breite Dasein auf adligem Grundbesitz kennen gelernt: in großer Natur, in großer Einsamkeit, Dienst des zahlreichen Gesindes — und Gegendienst der Herrschaft durch patriarchalische Fürsorge und Sicherung der Erdentage. Seine Erinnerungen, *Im alten Estland*, in denen die Daseinsform eines urtümlichen Lebens für das Gedenken gerettet erscheint, erzählen davon, einer Daseinsform, die alttestamentarischen und homerischen Einschlag hatte in ihrem — freilich bereits von Zeitmächten bedrohten — Selbstgenügen, welches kaum ein Bewußtsein des Geldes zu haben brauchte. Felder, Wälder, Gemüsepflanzungen, Vieh und Pferde: eben noch ergab das eine in sich ruhende Ordnung, die wenig auf die Umwelt angewiesen schien — bis diese dann sie mit einem Griff überwältigte. Mit Liebe zu jeder Einzelheit des ländlichen Wesens und Treibens, zugleich mit der Distanz des unbestechlich andern, aber auch sich selbst Rechenschaft ablegenden Chronisten hat der Erinnernde seine Knabenzeit geschildert, darin so köstliche Szenen wie jene eines Wettlaufs, den er mit seinem Vetter, dem Grafen Hermann Keyserling, und einem an sie gewöhnten Kranich austrug, wobei der ehrgeizige Vogel den Buben, wenn sie ihn überholten, mit dem Schnabel erzürnt auf die Köpfe drosch. Aufgabe, Anspruch und Lebensform stimmten da noch überein, wo die Väter aufs natürlichste in ihre Verantwortung hineinwuchsen, die andern gegenüber genauer bedacht wurde als sich selbst gegenüber.

Gefährdete Heimat: im letzten Jahrhundert schon erhob sich der russische Nationalismus, auch der estnische der Landesbewohner gegen die Schicht der deutschbaltischen Grundbesitzer; welch ein Ende dann eine jahrhundertealte Herrlichkeit nahm, ist zu erfahren aus Hermann Keyserlings Selbstbiographie *Reise durch die Zeit*, wo die Unheimlichkeit der bei der Revolution 1917 plötzlich eintretenden Leere rings um den sich gespensterhaft fühlenden Besitzer — eben noch — mit einer Eindringlichkeit ausgesprochen wird, die aus einem passionierten, dabei kühl gehaltenen Interesse an dem sogleich begriffenen geschichtlichen Vorgang dieser Enteignung hervorgeht. So weit kam es bei Taubes

nicht; sie zogen noch im alten Jahrhundert nach Deutschland. Lebendig aber blieb in Otto v. Taube das Bewußtsein seines Herkommens aus jener Welt, die in den Erzählungen seines Onkels Eduard v. Keyserling, in *Beate und Mareile*, *Abendliche Häuser*, *Schwüle Tage* einen in Süße und Trauer der Liebe verklärten Zauber gewonnen hat. Eros, er wird hier in dem in sich, in Brauch und Sitte verfestigten Leben, zum Beweger der jungen Menschen, die darüber hinauswollen und nicht wissen, wie stark geltende Zustände und ihre Gesetze sind, welche Macht ihr Alter ausübt. Begegnen in Liebe und Abschied, Trennung durch Volks- und Standesschranken, leises inneres Verbluten: es besteht eine Verwandtschaft von Keyserling und dem Dänen Herman Bang, seinem Zeitgenossen — und zwischen ihnen und Turgenjew — in Themen und der gedämpften Vortragsweise, in welcher die menschliche Einsamkeit sich zu ermessen scheint an der Trauer um sie und an der Ohnmacht, aus der sie kommt. Es geht zu Ende, wo die Geschlechterliebe noch die fast einzige treibende Kraft der Gesellschaft ist; doch wo die Flammen alles wegzehren außer dem Menschenbild, das sie brachte, treten dem Dichter jene Zeichen ins Licht, an denen die Schönheit erkennbar wird. Ich weiß nicht, ob die lyrische Grundmelodik dieser Erzählungen in den Gedichten eines Balten ein ebenbürtiges Gegenstück hat; im allgemeinen sind baltische Köpfe eher auf andere Weisen gescheut als auf die musikalisch-lyrische, und das Zauberwort jener Epoche — Stimmung — ist auf ihre Literatur seltener anwendbar als jenes andere, das Otto v. Taube aufgegriffen hat als Kennzeichnung der adligen Seelenhaltung: höhere Nüchternheit. Er hat das Elegische gekannt, sich ihm aber entzogen; im Leben spürte er immer auch die Lebensstärke, wie in der Familie der Löwenprankes, die einen seiner früheren Romane mit ihrem Treiben erfüllt.

Abschied aus angestammter Welt: der Knabe konnte sein Gewicht noch nicht erwägen wie später der Mann, in dessen späten Jahren das Motiv des Abschieds dann so tragisch Gewalt über ihn ausübte, als sein Sohn in den Tod, seine Gattin in unheilbare Krankheit entrückt wurden, so daß auch der ihm Fernstehende, wie erst der Freund, nicht anders als ehrfürchtig berührt auf sein Schicksal blicken kann. Einem von Natur aus hellen Menschen ist das zugeteilt worden, der in dem Band *Wanderjahre* seinen Eintritt in die westliche Welt sich, und uns, vergegenwärtigt, die Studienzeit, die er an deutschen Universitäten und in Genf verbrachte, die Begegnungen mit Menschen, von denen er keinen vergessen hat. Sein guter baltischer Kopf verlangte nach vielem: nach abgeschlossenem juristischen Studium wurde das der Kunstgeschichte durchgeführt; es folgte einige Zeit am Goethe-Museum in Weimar. Ein Leben «im Sinne der Wanderer» entfaltete sich, Provinzen des Geistes, die Länder Europas wurden erwandert. Und das immer wieder und unermüdlich mit Freuden: mit dem Rucksack, der grauen Tuchmütze er-

schien er und erzählte von seinen zurückgelegten Wegen durch Thüringen, durch Westfalen; es waren respektable Strecken, frohe Berichte. Es gibt Flächen auf seiner Landkarte, die, auch bei Nacht, leuchten: Italien, Spanien; darauf Punkte, die festlich aufglühen: Rom, Florenz, Granada, Sevilla... Eine Vertrautheit mit dem Lande, die ihm seine Liebe erworben hat, ermöglichte es ihm in den Jahren über siebzig, einen Roman mit spanischem Schauplatz, spanischen Menschen und erzspanischem Thema zu schreiben, den *Minotaurus*, das vom Blut, von ererbten Instinkten herbeigezogene Schicksal eines Knaben, der nicht davon abgebracht werden kann, seinem stärksten inneren Rufe zu folgen, dem zur tödlichen Begegnung mit dem Stier, dem Totem-Tiere seiner Heimat. Nicht um kämpferischen Glanz und Gloria, nicht um die hochbewußte, herausfordernd gespannte Männlichkeit, die Henri de Montherlant im Torero feiert, geht es ihm dabei, sondern um ein unausweichliches Verhängnis, das über einen Schönen, innerlich wenig Entwickelten kommt. Der Roman ist eine Huldigung an ein Land, das für die Generation Taubes von Maurice Barrès entdeckt und gefeiert wurde — *Du sang, de la volupté et de la mort* — und an die Großartigkeit, auch die nächtliche, des spanischen Wesens, welche diesseits der Pyrenäen damals zur Erscheinung heraufgerufen wurde. Greco wurde von Barrès entdeckt; für Deutschland hat Julius Meier-Graefe diese Erweiterung des Blickbereiches durchgeführt: in der Folge wurde das Porträt des Großinquisitors zahllose Male bildlich wiedergegeben, und der forschend kalte Schrägblick aus der Hornbrille in den Betrachter hinein wurde zu Beginn des Jahrhunderts, das von töricht-gütigem Erziehereifer als das des Kindes erklärt wurde, mit jener Faszination empfangen, die sich an ihrer Beimischung von unverstandenem wohligem Grauen noch steigert.

Inmitten des Schönheitskultes der Jugendjahre aufgewachsen und auch seine Abarten mit unböser Ironie bemerkend, hat sich Otto v. Taube, aus Anlage und als Nietzschejünger, auch den elementaren Seiten des Menschenwesens zugewandt, für welche ihm der Name Spanien ein Symbol bedeutet, die er in ihrer östlichen Abwandlung an Rasputin untersucht hat, dem Dämon im Hintergrunde des letzten Zarenhofes.

Der Osten, der romanische Süden, das sind Taube überkommene und erwanderte Lebensbereiche; was dazwischen liegt, unsere Landstriche, ihre Geschichte, ihre Wesensarten nicht minder, sondern eher mehr, doch das versteht sich wie das Moralische, und als solches, von selbst. Durchmessen hat er auch die Literaturen der Länder seiner Neigung, ohne Aufhebens zu machen, aber immer gleich bereit, von dem weiterzuschenken, was er für sich gewonnen hatte. Boccaccios *Leben Dantes* hat er verdeutscht, Gesänge des Franz von Assisi, die *Lusiaden* von Camões — was alles noch: Calderón, William Blake, Stendhal *Lucien Leuwen*, Alfred de Vigny *Glanz und Elend des Militärs*, Berdjajew *Der Sinn der Geschichte*. Noch mehr wäre aufzuzählen an Übertragungen, ausgeführt von einem Manne,

der sich seines Fleißes nie gerühmt, ihn auch gar nicht besonders respektiert, dafür aber beständig ausgeübt hat. Die Nutznießer sind wir und könnten junge Menschen sein, die den Wunsch hätten, sich einiges von den dauerhaften Substanzen zuzuführen, deren Mangel uns verkümmern würde. Die Auswahl der übersetzten Werke ist ja nicht zufällig oder dann von intelligenten Zufällen und Bedürfnissen gefördert; sie führt einen Suchenden hilfreich an große Gegenstände — und doch nicht ausschließende, fernhaltende — des abendländischen Schrifttums, welches sein Leben in allen unsern Sprachen gemeinsam lebt und jede auf ihrer Höhe will. In der Selbstbeschränkung wird diese nicht erreicht; bei eigenwillig oder selbstgefällig unterbundenem Austausch über alle Grenzen hinweg tritt eine nationalistische Selbstvergiftung ein; dem Volksgeist werden die Kräfte gelähmt, die ihm zum Zusammenleben mit den andern Volksgeistern, zum Geben und Empfangen in formvollendeter Manier notwendig sind.

Da möchte ich unter den Romanen Otto v. Taubes den einen herausgreifen dürfen, der ihn als kritischen Zeitbetrachter zu einer nicht gewöhnlichen Geltung bringt und der seinem Volke zur rechten Zeit einen — leider zu wenig beachteten — Dienst leisten sollte. Es ist der in der Form heitere, in der tieferen Bedeutung so ernste satirische Roman mit dem Titel *Das Opferfest*, der 1926 herauskam, die Darstellung des geistig fanatisierten Lebens eines jungen Mannes, den seine Liebe zu den Frühzeiten deutscher Kultur eifervoll, aber eng macht, die Beziehungen zur Mitwelt verkümmert und verzerrt und ihn mit böser und komischer Folgerichtigkeit zu theatralischen Wiederbelebungsversuchen an altem germanischem Brauchtum verführt. Henner Dippel ist eine Gelehrtennatur, die sich vergräbt und idealistische Traumbauten über ihrer Höhle aufrichtet, hehres, schönes, kultisch gesichertes und erhöhtes Leben sich aussinnend, das aus der Wiederanknüpfung an Zeiten vor dem «artfremden» Christentum neu erstehen sollte. In ihm frißt auch jener Haß gegen den frühen christlichen Kaiser, Karl den Großen, der dann im Dritten Reich einzig noch in der Stilisierung des «Sachsenschlächters» erinnert wurde und werden sollte. In dem Roman gibt es Stellen von einer Komik, die befreiend wirkt auf Leser, die der inneren Freiheit fähig sind, etwa die Schilderung des Hauses «Breidablick», wo der gemütliche, rührsame Verleger Harm Harmsen haust, wo Altgermanien und Jugendstil sich gatten, Met und Sekt getrunken werden, Sentimentalität und geschäftliches Lauern die beiden Seiten einer und derselben Münze sind. Die Schwestern des Verlegers spielen in Reformgewändern und mit lymphatischem, gehobenem Wortschatz die ins schlecht idealisierende Spießige abgesunkenen Rollen von Maria und Martha. In diesem Milieu wird Henner Dippel, dessen Schriften, gelehrt und demagogisch in einem, breiten Erfolg haben, zum falschen großen Mann gemacht, zu einem Apostel deutschen Wesens, wie es in einer lichtarmen Sphäre sich

selber mehr ersehnt als erschaut, und wie es sich dann haben möchte. Ein beengter, aufgeregter Sektengeist treibt da das Wesen ins Unwesen und verdirbt die Möglichkeiten alles höheren Glückens durch die hochmütige Nichtigerklärung von mehr als einem Jahrtausend deutscher Geschichte.

Taube hat vieles von dem gewußt, was sich in den zwanziger Jahren zusammenbraute, auch wenn er zu human war, um die mörderischen Folgerungen des Rassedenkens und des imperialistischen Nationalismus sich auszumalen. Das Unmenschliche hat in seiner Erzählung keinen Platz; wir aber vermögen heute einzusehen, welcherart Ideologien zu Fanatismus und dieser in Ströme von Blut führt. Selbst Harmlosigkeiten von dazumal stehen heute in schlimmen Zusammenhängen, während die Deutschtümelei im *Opferfest* noch sich selbst ins Absurde führt — und in die rationalistische Mystagogik gerissener Geschäftemacher.

Dreierlei Dinge hat der Verfasser auf belustigte, belustigende Weise in ihrer Schiefheit dargestellt: die gelehrte Verbohrtheit, die den deutschen Nimbus echter Gelehrtenexistenz mitgenießt; die nationalistische Seelenverengung in der Form des Erwähltheitsglaubens; den antichristlichen Affekt. Alle drei gelten ihm als Fehlentwicklungen innerhalb des Bürgertums, die von ihm aber nicht, wie damals sozusagen sämtliche Erscheinungen der «bürgerlich» benannten Epoche, von einer auf den vierten Stand, die Arbeiterschaft, und ihre Emanzipation hin einseitig ausgerichtete Intelligenz kritisch durchleuchtet wurde, sondern vom Blickpunkt eines konservativen Bewußtseins aus. Taube verfügt über die jeden Augenblick sich wissende, in den standes-, volks- und glaubensmäßig besonders exponierten Balten auch besonders scharf bewußte adlige Haltung, die auf innerer Freiheit und Weite beruht und schon deshalb gegenüber nationalistischer Selbstbeschränkung und spezialisierter Gelehrsamkeit ironisch wirkt. Durch Geburt und Überlieferung hat er eine Summe von Neigungen und Abneigungen mit auf den Weg erhalten, die seit dem Mittelalter Gewicht und Gestalt des wohlgeratenen Menschen bestimmen. Seit Nietzsche und seit Georges Versuch, eine Kalokagathie heranzuziehen, ist in der modernen Welt der Mangel an adligen Lebensformen, Gesinnungen, Idealen als ein wiederauflebendes Verlangen danach spürbar geworden, da auch das Bürgertum als Stand samt seiner Wertwelt — Bildung an oberer Stelle — in etwas Umfassenderem aufgegangen ist, das seinen geschichtlichen Namen noch empfangen wird. Taubes Bedauern darüber, daß der deutsche Adel sich nicht produktiver mit der deutschen Literatur eingelassen und in dieser sein Wesen zum Ausdruck gebracht habe, mag hingehen, aber nur mit der Einschränkung, daß er sich mit Haller, Novalis, Kleist, Arnim, Eichendorff fünfmal großartig drangegeben hat. Und früher noch zahlreicher: die Barocklyrik, der hohe Beginn deutscher Dichtung nach dreißigjährigem Kriegselend, zählt eine Schar adliger Namen, über zwanzig, darunter

Anton Herzog von Braunschweig, Katharina v. Greiffenberg, Rompler v. Löwenhalt, Aßmann v. Abschatz, Assig, Birken, Canitz, Czepko, Hofmannswaldau, Lohenstein, Spee, Zesen, Logau, Zigler, Löwenstern, Zinzendorf und andere. Der Adel dichterisch stumm? Damals nicht. Im 18. Jahrhundert dann überläßt er, soweit protestantisch, die Literatur den Söhnen seiner Pastoren; mitgetan hatte er in jener Art von Dichtung, die ihr englisches Gegenstück in der Metaphysical Poetry hat, das heißt in der christlichen. Unsere Klassik und ihre Vorstufen erwachsen nicht mehr um eine christliche Mitte. Eines der romantischen Anliegen ist es, diese widerzugewinnen; an dieser Aufgabe entbrennt die Kunstberedsamkeit der Novalis, Arnim, Eichendorff, in denen wieder etwas vom glaubenstreuen Ritter hoher Zeiten ersteht. Im fortschreitenden 19. Jahrhundert erlischt dann die Flamme des Worts in dem Stande, der nunmehr die Literatur als «bürgerliche» Angelegenheit betrachtete, während sie in Frankreich nach wie vor ihre Talente aus allen Volksschichten zu sich heranzuholen vermochte.

Otto v. Taube stellt sich demütig und stolz in die Tradition, der er zugeboren wurde: er ist als Dichter ein miles christianus, erfüllt von klingendem Glauben. In ihm hat das Luthertum eine feste Burg. Wie in seinem Freunde Rudolf Alexander Schröder befreit die Gewißheit dieser Geborgenheit in der Verlorenheit der Welt das Wort, den Vers in ihm, so in den *Wanderliedern*, so namentlich in den durchaus geistlichen Liedern in dem Bande *Selig sind die Friedbereiter*. Da lebt das alte Kirchenlied der Zeiten Paul Gerhards wieder auf, in den von ihm aufgenommenen Rhythmen und Klängen, deren Botschaft sein geliebter Sohn sein Leben zu weihen gewillt war. Nicht immer hatte der Dichter in dieser Gewißheit gestanden, auch sie hat er erwandert und erreicht. «Blind, störrisch und verschroben» weiß er das Menschenherz — wer kennt es nicht so; aber vom Zeitpunkt der Wende und Entscheidung an nahm er das seine nicht mehr aus: in sich erkannte er den innersten Weltwillen und seine Erlösungsbedürftigkeit. «Von keinem Ich behindert, / Von keinem Selbst beengt», fühlt er sich geordnet im Gebet auf seinem Wege, der nun mit Dantes erhabenem Geleit höher führt. Und gleich bittet er für die andern, für seinen Nächsten, dem er bei der Begegnung hienieden nicht hinreichend zu danken Gelegenheit fand, für alle. Der Selbstlose schließt sich der Schar an, die wie er unterwegs ist; auch das Hervortreten eigenwillig gefügten Wortes verbietet sich, wo so große Überlieferung ihren Willen, und seinen, haben soll. Ja, was Konvention ist, darf von dem Getreuen die Beachtung auch ihrer Gesetze verlangen, in denen geformtes Leben, lebendig Wahres sich bewahrt. Persönliches Wollen, Denken, Sprechen geben sich an das alte Wahre, an die Macht, die sie ins Dasein entsandte und ihre Heimkehr verlangt. Nun hat das Wort *Dienst* für ihn den obersten Sinn empfangen, nun darf er sein Leben als Steigerung erkennen.

Ich tu, wie Gott mich noch zum Tun verwendet,
Und freu mich, weil es endet.

Wir blicken auf dieses achtzigjährige Leben, dessen oberer Wille es hingeleitet hat an jenen Punkt der Welt, wo die Freiheit der Kinder Gottes beginnt. Auch in deren Sprache spricht es, das Gedichtete ergänzend, zu uns.

Ein Auswahlband aus den Werken Otto v. Taubes ist im Verlag Wittig, Hamburg, herausgekommen, enthaltend Gedichte, Essays, einen Roman, Erzählungen, Erinnerungen.

DER OFENBAUER

VON OTTO v. TAUBE

In das waldumgebene Dorf, das sich bereits zum Vorort der nahen größeren Universitätsstadt zu entwickeln begonnen hatte, war unter anderen auch der Hafnermeister Hans Haller aus dem ersten Weltkriege heimgekehrt; er war heimgekehrt zu Weib und Kind, deren ältestes damals acht bis neun Jahre zählen mochte, und in seine altväterische, ländlich bescheidene Werkstatt. Nicht eigentlich heimgekehrt nach diesem Orte, wiewohl er es als Heimkehr empfand, war der Professor für deutsche Literaturgeschichte an der benachbarten Universität, Bruno Gebhard; er hatte sich erst kurz vor Kriegsbeginn neben dem Dorfe angekauft und im Hinblick auf seine bevorstehende Heirat mit einem Hausbau begonnen, der aber infolge der Zeitläufte ins Stocken geraten war. Wohl stand schon das Haus, im Innern aber war es in vieler Hinsicht noch nicht fertig. Trotzdem bezog es der Professor, ein ziemlicher Vierziger, mit seiner um zwei Jahrzehnte jüngeren Frau, einer ostpreußischen Gutsbesitzerstochter, die, nach der Weise der dortigen Fräulein aufgewachsen, vor keiner Arbeit scheute und von kleinauf die Menschen richtig anzufassen gelernt hatte, insofern sie jedermann, selbst den Bettler, der bei ihr vorsprach, als vollen und einmaligen Menschen nahm.

Es war damals die Zeit, da das Geld sich täglich entwertete, die Preise und Löhne aber dementsprechend stiegen. Allerdings konnte sich der Professor, im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen, die Fortführung des Hausbaus erlauben, dank den wertbeständigen schwedischen Kronen, mit denen seine in Stockholm lebende Schwester ihn unterstützte. Immer-